



Weniger Aufregung und weniger Moralisieren wären angesagt.

Essay der Woche

Un Bernois de moins, cela ne fait pas un Vaudois de plus

Von Wolf Linder — Besteht unsere Fussball-Nationalmannschaft aus Papierschweizern? Diese Unterstellung ist unfair. Die Kontroverse um die Doppelbürger zeigt, wie dringend wir eine politische Bildung benötigen, die nicht nur den Kopf anspricht, sondern auch das Herz.

Um es vorwegzunehmen: Für mich ist Xherdan Shaqiri ein hundertprozentiger Schweizer, trotz Doppeladler. Er hat für die Schweiz gespielt, nicht für den Kosovo. Mit dieser Wahl hat er einen Tatbeweis geleistet, und das genügt. Basta.

Eine alte Anekdote fällt mir ein: Ein Berner Bauer wandert ins Waadtland aus und hat dort Erfolg. Nach zwanzig Jahren bewirbt er sich um das Bürgerrecht seines Dorfes und bekommt es. Überglücklich lädt er seine Stammtischrunde zu einem Glas Weisswein ein und verkündet: «Que je suis heureux d'être Vaudois.» Brummt einer aus der Runde: «Un Bernois de moins, cela ne fait pas un Vaudois de plus.»

Charmant erzählt, bringt uns die Pointe zum Lachen. Sie verrät etwas, was wir uns ungern eingestehen: Wer einwandert, wird nie ganz als Angehöriger seiner neuen Heimat wahrgenommen; das gelingt allenfalls ihren Secondos und Secondas.

Mitentscheidung ohne Mitverantwortung

Und da sind wir mittendrin in den Geschichten von den WM-Fussballern, die immer noch für Schlagzeilen sorgen: Wie viel Schweiz ist drin in einer Nationalmannschaft, in der mehr Zugewanderte und Schweizer Söldner ausländischer Klubs als echte Einheimische spielen? Für wen schlägt das Herz von Shaqiri, wenn er

den Doppeladler zeigt? Und ist Mesut Özil noch ein richtiger Deutscher für sein Team, wenn er auf einem Foto zusammen mit Recep Erdogan posiert?

Die Fragen wühlen Emotionen auf, und die Antworten der Berufssportler und Verbandsfunktionäre waren nicht allesamt klug. Den Ball gut getroffen aber hat Özil mit seiner Bemerkung: «Schiess ich Tore, bin ich Deutscher, wenn nicht, bin ich Türke.» Er hält uns damit einen Spiegel vor: Mit der vaterländischen Loyalität gehen wir ziemlich gedankenlos und opportunistisch um. Weniger Aufregung und weniger Moralisieren also wären angesagt.

Wie viel Schweiz steckt in der Nationalmannschaft? Die Gegenfrage sei erlaubt: Wie viel Schweiz steckt in Schokolade oder in Uhren «Swiss made»? Und wie viel in der Swiss oder in der Credit Suisse, die ganz oder teilweise in ausländischer Hand sind? Niemand mag sich darüber aufregen, ob es viel ist oder blosses Etikett, solange es beiden Seiten nützt. Özil brachte es auf den Punkt.

Immerhin haben uns Shaqiri und Co. auf wichtigere Fragen jenseits des Sports gebracht. Diskussionen um die Doppelbürgerschaft beschäftigen das Parlament zwar regelmässig, haben aber in der Öffentlichkeit bisher keine grossen Wellen geschlagen. Heute besitzt beinahe eine Million Schweizer mehrere

Pässe, zumeist mit Schweizern verheiratete Ausländer sowie deren Nachfolger, ihre Kinder. Doppelbürgerschaft wird als gutes Recht betrachtet, aber sie schafft auch Probleme. Diplomaten mit Doppelpass werden nicht in jene Länder geschickt, in denen sie eine weitere Staatsbürgerschaft ausweisen.

Das belegt, dass die Gesinnungsfrage unbedingter Loyalität zwar zumeist belanglos ist, auch nie zweifelsfrei beantwortet werden kann – und in bestimmten Fällen dennoch

Stossend ist, dass Doppelbürger in zwei Ländern wählen und abstimmen dürfen.

relevant wird. Doppelbürger profitieren von einem Privileg, das «einfache» Bürgerinnen nicht haben: Es ist ihnen erlaubt, die Vorteile mehrerer Rechtsordnungen zu nutzen und Pflichten wie Militärdienst oder Steuern dort zu leisten, wo es weniger drückt. Stossend ist, dass Doppelbürger in zwei Ländern wählen und abstimmen dürfen, auch wenn sie nur in einem Land Steuern bezahlen: Mitentscheidung ohne Mitverantwortung. Die Devise «No taxation without representation», mit der die Siedler Neuenglands die Unabhängigkeit von der britischen Krone erkämpften, wird in ihr Gegenteil verkehrt. Das alles



gilt als liberal. Aber lässt es sich auch rechtfertigen?

Vielen Eingebürgerten und Secondos geht es heute ähnlich wie seinerzeit dem Berner Bauern, denn sie werden am Stammtisch nicht selten als *Papierlischwitzer* tituliert. Gibt es gute Gründe dafür?

Zugegeben: Von Eingebürgerten, die den Schweizer Pass durch Heirat erhalten, finden sich solche, die sich mit keinem Satz in einer unserer Landessprachen ausdrücken können. Jeder kennt neben den vielen «Eingeschweizerten» auch Eingebürgerte und Secondos, die von unserer Eigenart und Kultur wenig halten. Und dann gibt es noch solche, die von unserem politischen System kaum eine Ahnung haben, oder jene, die Sozialhilfe beziehen, aber nicht wissen, dass das Geld dafür nicht vom Himmel fällt, sondern von jenen stammt, die arbeiten.

Spätestens hier allerdings wird die Unterscheidung in «echte Schweizer» und *Papierlischwitzer* fragwürdig. Denn es gibt auch «echte Schweizer», die ihre Rechte gegenüber dem Sozialstaat geltend machen und sich darum foutieren, dass «ihr» Geld zuerst von anderen verdient werden muss. Und viele Schweizer dürften vom politischen System ebenso wenig Ahnung haben wie ein Teil der Eingewanderten und Secondos. So betrachtet, gäbe es *Papierlischwitzer* en masse.

Das Unwissen hat viele Gründe. Einer von ihnen ist, dass Secondos genauso wie Stammbaumschweizer zu Hause nichts von Politik erfahren. Und dass beide in der Schule wenig mitbekommen von dem, was gestern die «Staatsbürgerkunde» war und heute «politische Bildung» heisst. Die alte Staatsbürgerkunde wurde ja längst aus den Lehrplänen der Oberstufen entsorgt, und in den meisten

Kantonen der Deutschschweiz gibt es kein Obligatorium für politische Bildung – das überlässt man lieber dem Goodwill engagierter Lehrkräfte.

Das ist ein ernstzunehmendes Versäumnis, und dahinter steht eine ziemlich halsbrecherische

Auch die Schweiz hat ein kulturelles Erbe, auf das wir stolz sein können.

sche Ansicht: Wer als Schweizer oder Schweizerin geboren wurde, hat offensichtlich Demokratie-Gene geerbt. Es braucht daher auch keine Unterstützung bei der Fähigkeit zur demokratischen Teilnahme oder ein vertieftes Wissen über unsere politischen Institutionen. Das aber ist Stammbaum-Bürgerrecht, schlimmer noch, tribalistischer Nationalismus.

Höhere Anforderungen an die Bürger

Dem ist entgegenzuwirken, wie es etwa der «Campus für Demokratie» tut. Diese Gründung der Neuen Helvetischen Gesellschaft will als privates Netzwerk die politische Bildung schweizweit fördern. Aber auch die kantonalen Erziehungsbehörden sind gefordert. Eine politische Bildung, bei der es nicht nur um Kompetenzen, sondern auch um institutionelles Wissen geht, müsste in der Schweiz ein besonderes Gewicht haben und prominente Beachtung verdienen. Vertraut man vergleichenden Umfragen, so sind Schweizerinnen und Schweizer weder demokratiebewusster noch besser beschlagen in Fragen der Politik als Bürgerinnen und Bürger anderer Länder. Kein gutes Zeichen, denn die Teilnahme an der halbdirekten Demokratie stellt höhere Anforderungen an ihre Bürger-

schaft als die blosse Wahldemokratie: Wer abstimmt, sollte schon ein wenig Ahnung von den Sachgeschäften haben.

Mit einer politischen Bildung wird man zwar nicht erreichen können, dass die Jungen künftig sehr viel häufiger an die Urne gehen, und noch weniger, dass alle zu demokratischen Musterschülern werden. Erfolgreiche politische Bildung setzt zudem voraus, dass sie nicht nur den Kopf anspricht, sondern auch das Herz. So wie ich es jüngst in Italien bei jenen Dutzenden von Schulklassen mit roten, gelben, grünen und weissen Mützen beobachten konnte: Sie wurden in Scharen in die Museen, Kirchen und Baudenkmäler ihrer Städte geführt, folgten kichernd, aber neugierig den Geschichten ihrer Lehrerinnen und machten dabei Bekanntschaft mit einem kulturellen Erbe, das es nur in Italien gibt. Sie fühlten sich zugehörig und waren sogar etwas stolz dabei.

Auch die Schweiz hat ein kulturelles Erbe, auf das wir stolz sein können. Und Mitte des 19. Jahrhunderts soll das Zürcher Parlament die Professoren der juristischen Fakultät dazu aufgefordert haben, die demokratischen Institutionen «mit Liebe» zu behandeln. Beides zu pflegen, bietet ein Gegengift zum tribalistischen Nationalismus. Es kann die Grundlage sein für einen selbstbewussten Verfassungspatriotismus, der die Institutionen kennt und das kulturelle Erbe samt dessen Eigenheit mitträgt. Ein solcher braucht keine Unterscheidung zwischen Schweizern und *Papierlischwitzern*.

Wolf Linder ist emeritierter Professor für Politikwissenschaften an der Universität Bern. Von 1974 bis 1982 sass er für die SP im Thurgauer Parlament.